

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1925

8.2.1925 (No. 6)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

14. Jahrg. No 6



8. Febr. 1925

Adolf Kistner / Luftballonaufstiege in Alt-Karlsruhe.

Im Frühommer 1783 erfanden zwei französische Papierfabrikanen, die Brüder Stefan und Josef Montgolfier, den Luftballon, einen mit heißer Luft gefüllten Papierball. Am 5. Juni ließen sie zu Annonay — erstmals in der Öffentlichkeit — zum größten Erstaunen aller Zuschauer eine „Montgolfière“ von 12 Meter Durchmesser emporsteigen, die sich etwa zehn Minuten in der Luft hielt. Zwölf Wochen später, am 27. August 1783, erhob sich vom Marsfeld in Paris die erste „Charlière“, der erste mit Wasserstoffgas gefüllte Ballon, eine Erfindung des Physikers Charles (1746—1823). Wo die liegende Angel sichtbar war, erfüllte sie ängstliche und abergläubische Gemüter mit Furcht. Als sie sich schließlich über die Acker hinwälzte, eilten Bauern herbei und erlegten das „Lufttier“ mit Dreischlegeln und Seugabeln. Nach weiteren Versuchen mit Montgolfieren und Charlières vertraute man der „Luftkugel“ auch lebende Wesen an. Ein Warmluftballon nahm am 18. September 1783 zu Versailles einen Hammel, einen Hahn und eine Ente als „erste Luftschiffer“ in die Höhe. Vom 15. bis 20. Oktober stiegen zu Paris erstmals Menschen in einer gefesselten Montgolfière in die Wüste und unternahmen schließlich am 21. November 1783 die erste Luftreise; mit einem Warmluftballon aus Papier, der während der fast halbtägigen Fahrt durch ein kräftiges Strohfeuer dauernd geheizt werden mußte. Ein Wunder, daß dabei und später bei ähnlichen Versuchen zunächst kein Unglück eintrat!

Als die Kunde von der wunderbaren Erfindung über den Rhein drang, stellte der Physiker des Karlsruher Gymnasiums, Johann Lorenz Böckmann (1741—1802), als erster Versuche mit Luftkugeln an, und zwar in seinem Hause (Markenzirkel 9), wo auch das physikalische Kabinett des Gymnasiums untergebracht war. Der Verleger der „Karlsruher Zeitung“, Hofbuchhändler Madlot, der sich gern mit physikalischen und chemischen Versuchen befaßte, half Böckmann bei der Herstellung der Ballone und bei der Füllung, die recht umständlich war, da man das Wasserstoffgas aus Abfällen von Zink oder Eisen, die mit verdünnter Schwefelsäure übergoßen wurden, herstellte und dann noch trocknen mußte. Am 14. Februar 1784 ließ Böckmann vom Hofe seines Hauses einen grün und weiß gestreiften Wasserstoffballon emporsteigen, in Gegenwart des Markgrafen Wilhelm Ludwig, der seinen damals von Karlsruhe abweisenden Bruder Karl Friedrich vertrat. Der kleine Ballon stieg sehr schnell zu beträchtlicher Höhe empor und endete nach kaum acht Minuten seine Fahrt, von der die Bürger erst nachträglich aus der Zeitung erfuhr. Da der Versuch geglückt war, wiederholte ihn Böckmann mehrmals mit anderen Luftkugeln zunehmender Größe, u. a. als dem Markgrafen Karl Friedrich der erste Enkel geboren wurde. In Gegenwart des ganzen Hofes ließ damals Böckmann am 14. September 1784 einen schönen birnförmigen Wasserstoffballon steigen. Er wandte sich erst gegen Mastak und dann westlich, wurde dann nach einhündiger Fahrt bei Neuenbürg im Niedersinken bemerkt und (wie die „Karlsruher Zeitung“ meldet) „von einer christlichen Landfrau, die ihn für ein Hundertier hielt, mit Steinen durchlöchert“. Zur Feier des freudigen Ereignisses im Fürstentum ließ Böckmann am 16. September 1784 auch zwei Montgolfière steigen, die 2½ und 6 Meter Durchmesser hatten. Die Papierhüllen waren mit passenden Bildern und Inschriften reich ausgeschattet und trugen neben zur Erhöhung der Steigkraft eine Feuerpfanne.

Böckmann hat sich auch viel mit Versuchen zur optischen Telegraphie beschäftigt (worüber bei anderer Gelegenheit gesprochen werden soll) und dabei u. a. den trefflichen Vorschlag gemacht,

einen Fesselballon zum Telegraphieren zu benutzen. Die politischen Ereignisse während der letzten 15 Lebensjahre Böckmanns erlaubten ihm keine weiteren Versuche mit Luftballonen. Im Jahre 1801 machte ein Karlsruher Handwerker hier und auswärts durch Ballonversuche viel von sich reden; der an der Langen Straße unweit der (damaligen) Post wohnende, ehemalige Flaschner und jetzige „Mechanicus“ Friedrich Drechsler (gestorben am 23. Dezember 1816 in Karlsruhe). Er handelte mit allerlei physikalischen Apparaten — seine Inzerate nennen z. B. elektrische Lampen für 36 Gulden — und versuchte sich auch in der Herstellung von kleinen Montgolfieren. Eine solche ließ er z. B. am Sonntag, den 12. August 1798, abends 6 Uhr auf dem Schießplatz in Baden-Baden emporsteigen. Vorher hatte er eine ähnliche Vorführung zu Rastatt und in Strassburg erfolgreich veranstaltet. Im Jahre 1801 stieg er an mehreren Orten unbemannte Warmluftballone steigen, so in Frankfurt a. M., dann am 14. Juni zu Nancy und am 18. Juli zu Strassburg, anlässlich von Freuden- und Dankfesten wegen des am 9. Februar 1801 zu Lunewille abgeschlossenen Friedens. Böse Zungen behaupteten, zu Strassburg sei der Ballon geplatzt und verbrannt. Drechsler trat dem am 5. September in der „Karlsruher Zeitung“ entgegen und kündete an, er werde nach dem Wunsche mehrerer aerostatischer Freunde auch in Karlsruhe seinen 20 Fuß hohen Ballon steigen lassen, der eine 15 Fuß hohe, den Frieden verkündende Krone und Deutschlands Genius — mit einer Harfe für den Frieden dankend — emportragen werde. Der Luftreis hätte vor dem Schloß, zwischen Haupteingang und Wachthäusern, stattgefunden, wenn der Kupferstich, der die „Ballonerie“ darstellte, gut verkauft worden wäre. Dies war aber nicht der Fall und die Karlsruher kamen diesmal um das Schauspiel. Drechsler entschädigte sie noch im gleichen Jahr: als die Pforsheimer Holländerholzgesellschaft den nach der Alb bei Rappurr neu angelegten Floßweg am 3. Oktober 1801 feierlich eröffnete, ließ Drechsler am Abend einen Warmluftballon emporsteigen, der über Grünwinkel flog und anscheinend im Rhein sein Dasein endete.

Einen großen Ballon sahen die Karlsruher im Herbst 1803. Sein Erbauer war Johann Andreas Trautteur (gest. 1825), der zu jener Zeit die Saline in Bruchsal betrieb. In Heidelberg und Bruchsal ließ er manchen reich gezierter und sehr großen Warmluftballon steigen; der größte war 17 Meter hoch. Daß nicht immer alles glatt ging, zeigen einige Verse, welche die Heidelberger Gassenbuben — wohl nach der Melodie des Sommertagsliedes — sangen:

Herr Tretter, Herr Tretter!
Der Luftballon schlägt wedder,
Hätt' er unne mehr neingelose,
Wär' er owe nit ang'loste.

Als am 20. September 1803 König Gustav IV. von Schweden mit seiner Gemahlin Friederike, einer Enkelin von Karl Friedrich, von Mannheim nach Karlsruhe reiste — wollte Trautteur in Bruchsal, wo das Mittagessen eingenommen wurde, seinen Luftballon steigen lassen, doch kam etwas dazwischen. Auf Verlangen Karl Friedrichs beförderte Trautteur seinen Ballon nach Karlsruhe und ließ ihn in Gegenwart der vom Schloßballon zusehenden Herrschaften und zahlreicher Neugieriger am Nachmittag des 28. September 1803 bei heiterem windstillen Wetter aufsteigen. Der birnförmige, 18 Meter hohe Ballon hatte 14 verschiedenfarbige Längsfelder, zeigte das von zwei Löwen gehaltene schwedische

Wappen mit der Reichskrone und darunter in Girlanden die Inschrift: „Heil dem Könige Gustav Adolf und seinem Hause.“ Rund um den Ballon lief eine in Blau und Rot gehaltene Verzierung mit den Namenszügen des Kurfürsten und seiner Familie und mit den Worten: „Bivat Karl Friedrich mit dem neuen Kurhause.“ Der Ballon änderte mehrfach die Richtung und landete in der Rheinpfalz unweit von Langenandel, wo ihn die zu Tode erschrockenen Bauern so gründlich „erlegten“, daß nichts von ihm übrig blieb.

Einen Aufstieg von Menschen im Ballon, zugleich mit einem Fallschirmversuch haben die Karlsruher erstmals im Jahre 1811, als sie am 9. Juni nach Weiertheim pilgerten, wo der „physisch-kunstliche Künstler Friedrich Siegmund“ dem Sonntagspublikum seinen fast 22 Meter hohen und 12 Meter weiten gefesselten Warmluftballon vorführte, der mit den badiischen Farben geschmückt war. In der Gondel befand sich ein Knabe. Nachdem sich der Ballon genügend erhoben hatte, zogen ihn 30 Männer wieder zu Boden. Und dann kam etwas Merkwürdiges! Zwei kleine Ballone trugen ein Schiff in die Lüfte, in dem ein lebendes Tier saß. Es war wohl ein Hund; man konnte es nicht erkennen, da es maskiert war. In einer gewissen Höhe löste sich das Schiff von den weiterfliegenden Ballonen ab und sank, von einem Fallschirm getragen, bestiumt zu Boden, ohne daß das Tier die aerinaste Verletzung erlitt.

Den ersten Kreisflug eines Menschen von badiischem Boden aus sah man in Karlsruhe im Jahre 1812. Der Luftfahrer war Sebastian Vittorf (1764—1812), von Hause aus Maurer. Durch die reichen Einkünfte des frauösischen Berufsluftschiffers Blanchard ließ er sich verleiten, ebenfalls Luftfahrten zu unternehmen. Mit einem aus Papier gefertigten Warmluftballon, der an Stricken eine Gondel trug in der eine Feuerfanne zum Nachheizen während der Fahrt stand, machte er Aufstiege an allerlei Plätzen. Seine Wanderfahrt führte nach Rußland, Böhmen und Galizien, wo er sich eine Frau nahm, die mehrere Male mit ihm (aber auch allein) Luftfahrten in der aerinaste Montgolfière unternahm. Das bedenkliche Spiel mit dem Feuer unter dem Papierballon brachte Vittorf in manche läßliche Lage, aus der er jedoch meist mit heiler Haut davonskam. Bei seiner 26. Luftreise zu Dresden am 25. Juli 1810 ging der Ballon schon beim Emporksteigen in Klammern auf, Vittorf konnte sich aber noch schnell auf ein Dach retten. Bei der Luftreise zu Naumburg am 5. Juni 1811, die von Frau Vittorf unternommen wurde, setzten die Heizstoffe die Papierhülle des Ballons in Brand, als er gerade landete. Aber die nächsten Fahrten zu Salzburg (4. September 1811), zu Ulm (20. Oktober 1811) und zu Stuttgart (24. November 1811), wobei der Könige Friedrich zugegen war, verliefen ohne jeden Zwischenfall, weshalb dem Luftfahrer der Gedanke an einen späteren Mißerfolg nicht mehr in den Sinn kam.

Zur ersten Luftfahrt (seiner 26.) im Jahre 1812 wählte er den Ostermontag (30. März) und entschied sich für Karlsruhe. In seiner Anfindung bat er „alle anständigen und einheimischen Kunstliebhaber, die Witterung genau zu betrachten, ob die Fahrt möglich oder unmöglich ist, indem ich sie bei Wind und Regen nicht unternehmen kann. Auch wird kein Geld wieder zurückgegeben, wenn allenfalls die Witterung während der Füllung ungünstig werden sollte, und die Luftreise auf einen anderen günstigeren Tag verschoben werden müßte. Es bleibt aber die ganze Einnahme zur hinlänglichen Bedienung aller jener, die mich mit ihrem Besuche beehren wollen, in den Händen der hiesigen Großherzoglichen Polizei, bis ich mein Versprechen erfüllt habe. Die glaubwürdigsten Zeugnisse meiner Luftreise können jedem beweisen, daß ich nicht unter die Klasse derjenigen achte, die das Publikum zu täuschen suchen.“ Durch den Hinweis auf die mögliche Verdrängung seiner Luftfahrt schnitt er von vornherein die Widerwärtigkeiten ab, die ihm leicht erwachsen konnten. Namentlich in Naumburg hatte er darüber Erfahrungen gesammelt. In der Tat mußte er auch in Karlsruhe seinen Plan ändern. Erst am Mittwoch, den 27. Mai 1812 konnte er das in Aussicht gestellte Schauspiel den zahlreichen Neugierigen bieten, die zum Aufstiegsplatz herbeigeströmten waren. Die Füllung des Papierballons mit heißer Luft ging ohne Zwischenfall vonstatten. Gegen neun Uhr morgens erhob sich der 20 Meter hohe Ballon fast senkrecht empor und entführte Vittorf, der im Korbe Platz genommen hatte, zunächst in nordöstlicher Richtung bis zu einer Höhe, die man auf 500 Meter (?) schätzte. Da nur schwacher Wind wehte, führte die Reise nicht weit; schon nach einer Viertelstunde aña der Ballon ohne jede Beschädigung auf dem großen Exercierplatz nieder. Unter dem Jubel der herbeistehenden Menge bestieg Vittorf einen Bierwännen, mit dem er, überall freudig begrüßt, nach der Stadt zurückkehrte.

Gelendet von den letzten Erfolgen ahnte Vittorf das nahe Ende nicht. Als er von Karlsruhe aus am 6. Juni 1812 in Mannheim eingetroffen war, warnte ihn der dortige Verleger und Drucker Ferdinand Kaufmann vor der Verwendung einer Ballonhülle von rauhem Papier aus Wolle oder anderen groben Stoffen da die Bruchbarkeit zu groß sei, und empfahl ihm festes glattes Leinwandpapier, dessen Preis allerdings höher komme. Aber gerade dies schreckte Vittorf ab, und das war sein Unalück. Als er am Abend des 16. Juli 1812 beim Redaktor aufstieg, bekam die Ballonhülle durch einen Führungsmast einen langen Spalt. Der Wind fing sich in dem zerstückten Ballon und trieb ihn quer über die Häuser. Von dem Luftzug angefaßt, loderten die Heizstoffe hell auf, und fielen, da sich der Ballon schräg gestellt hatte, auf den unglücklichen Luftschiffer, der auf die schiefe Dachfläche eines

zweistöckigen Hauses geriet und aleich darauf samt Korbe und Ballon auf die Straße herunterstürzte. Fürchterlich zugerichtet wurde er unter den rauchenden Trümmern hervorgezogen. Am folgenden Morgen, Freitag, den 17. Juli 1812, 7 Uhr, erlößte der Tod den Unalücklichen von seinen Qualen.

Wenige Monate nach Vittorfs Todesfahrt gab es in Bologna ein ähnliches Unalück mit tödlichem Ausgang. Dies drängte die Luft nach Aufstiegen mit bemannten Heizballonen, die verhältnismäßig rasch verschwanden. Man hätte die Hülle aus unverbrennbarem Albest machen können. Diesen Rat hatte Philipp Madlot in Karlsruhe schon im Dezember 1788 gegeben, aber niemand hatte ihn befolgt.

Gegen Montgolfières mit Heizvorrichtung war schon am 23. April 1784 ein Polizeiverbot in Frankreich ergangen. In Baden unterzeichnete Großherzog Karl am 1. Juni 1818 eine Verordnung, „daß künftig keine Erlaubnis mehr erteilt werden solle, einen durch brennbare Materien getriebenen Luftballon steigen zu lassen, wenn nicht unmittelbar hieraus eine Prüfung, ob solches ohne Gefahr stattfinden kann, veranstaltet worden ist.“ Den Anlaß zu diesem Verbot gab ein Waldbrand, den eine Heizmontgolfière veruracht hatte. In der Folgezeit hat man sich anscheinend um das Verbot wenig gekümmert, denn das Stadtmagistrat Mannheim mußte am 14. März 1822 unter Strafandrohung auf die Verordnung zurückkommen.

Das Verbot der Heizluftballone und die gewaltigen Unkosten, welche die Füllung eines Wasserstoffballons mit sich brachte, waren die Ursache, daß die Karlsruher nach Vittorfs Aufstieg vierzig Jahre lang keine Luftfahrt mehr zu sehen bekamen. In dieser Zeit vollzog sich aber in den größeren Städten Europas die allmähliche Einführung des Leuchtgases, das sich ebenfalls zur Ballonfüllung eignet, wie J. L. Böckmanns Sohn und Amtsnachfolger, Karl Wilhelm Böckmann (1773—1821), schon im Jahre 1816 bei kleineren Versuchen in Karlsruhe festgestellt hatte. Der englische Luftschiffer Charles Green (gest. 1870) veranfaltete an allen Orten, die Gaswerke angelegt hatten, Aufstiege mit einem Leuchtgasballon. Der wertvolle Schatz von Erfahrungen, die er bei mehr als 250 Luftreisen gesammelt hatte, kam vor allem seinem Sohne Charles George Green zuante, der mit seinem Ballon „Continent“ zahlreiche Aufstiege in England, Preußen, Sachsen, Hannover, Belgien und Frankreich veranfaltete, bis er endlich auch nach Baden kam, und zwar zuerst nach Karlsruhe.

Hier war im Jahre 1846 das Gaswerk an der Kaiser-Allee entstanden. Gegenüber lag der Uebungsplatz der Feuerwehr, den sich Green für seinen ersten badiischen Aufstieg wählte, der in der ganzen Reihe als 20ster zählt. Vorher stellte er seinen Ballon „Continent“ im großen Saale der „Eintracht“ auf. Da der Ballon ohne die Gondel etwas über 15 Meter hoch war, hatte man ihn nur teilweise mit Luft aufgeblasen. Die Hülle bestand aus 700 Ellen Seidenstoff und nahm sich durch reiche Verwendung von Purpur und Goldfarbe recht stattlich aus. Am 24. August 1851 fand der Aufstieg vom Feuerwehr-Uebungsplatz aus statt. In den eingezäunten Füllplatz strömten viele Schaulustige, darunter zahlreiche Fremde, und zahlten einen Gulden für einen Sperrfah oder 30 bzw. 15 Kreuzer für den ersten bzw. zweiten Platz. Viele Schaulustige befanden sich auf den Dächern und Tüchern der Stadt und erwarteten die Abfahrt, die abends um halb sechs Uhr vor sich aña. Da Green die deutsche Sprache nur schlecht beherrschte, nahm er als Dolmetscher einen Sohn des verstorbenen englischen Sprachlehrers Towler mit, dessen Familie in der Langen Straße Nr. 140 wohnte. Für je 100 Taler hatten sich noch zwei Personen das Recht der Mitfahrt gesichert, der hier im Ruhestand lebende Oberleutnant Karl Freiherr von Mensingen (Karls-Friedrichstraße 24) und ein Herr von auswärt, der Oberleutnant a. D. Gramm. Während die Kapelle „God save the king“ spielte und die Menge jubelte, erhob sich der Ballon vom Boden, flog still über die Stadt und nahm dann an Durlach vorüber die Richtung nach Heilbronn. Gegen 7 Uhr abends hatte der Ballon 6000 Fuß Höhe, wie eine losgelassene Brieftaube meldete, die bald darauf bei ihrem Besitzer, dem Kaufmann Kouradin Daa-gel (Lange Straße 158) eintraf. Nach fast zweistündiger Fahrt erfolgte die Landung zu Diedelsheim bei Bretten. Die Reisenden begaben sich nach dem anderthalb Stunden entfernten von Mensingenschen Gute, wo sie nach einem heiter verlaufenen Abendessen übernachteten.

Seine 240ste Fahrt unternahm Green etwa 14 Tage später, am Sonntag, den 7. September 1851 (nicht am 8. September, wie in Weechs Stadtgeschichte steht), von der gleichen Stelle aus in Gegenwart des Großherzogs Leopold, seines Bruders — des Markgrafen Maximilian — und seines Sohnes (des späteren Großherzogs Friedrich I.), sowie anderer Mitglieder des Fürstlichen Hauses. Der um 5 Uhr losgelassene Ballon trug diesmal außer Green und zwei Söhnen des Herrn Towler den Oberleutnant von Leoprechting vom 1. Reiterregiment in die Lüfte und schlug eine südwestliche Richtung ein. Bald nach dem Aufstieg ließ Green mit einem Fallschirm einen Fuchs (!) herunter, der in der Nähe der Schwimmschule an der Alb wohlbehalten zur Erde kam. Bei Fort Louis überquerte der Ballon den Rhein und erreichte schließlich 8870 Fuß Höhe. Als Strahburg sichtbar wurde, dachte Green an die Landung. Um 6.45 Uhr endete die Reise vor dem Kronenburger Tor zu Strahburg. Um 8.15 Uhr trafen die Luftfahrer mit dem auf einem Wagen wohl verpackten Ballon von ihrer Auslandsreise wieder auf badiischem Boden — in Rehl — ein.

Auch in Mannheim hat Green Luftfahrten unternommen, und zwar an zwei Sommerjournen des folgenden Jahres 1852, am 4. und am 18. Juli. Seine Veranstaltungen in den beiden größten Städten des badischen Landes haben in die Lebensgestaltung eines Mannes eingegriffen, der 25 Jahre hindurch — jedoch mit Unterbrechungen — Luftreisen unternommen hat. Dieser erste badische Berufsluftschiffer ist der am 5. November 1821 zu Karlsruhe geborene und am 15. April 1894 zu Baden-Baden verstorbene Karl Verzinger. Im Jahre 1852, in dem er sich erstmals in die Lüfte erhob, wohnte er zu Karlsruhe im Hause Ritterstraße 14 und war Schneider. Die Bewohner der Stadt kannten ihn noch von einer anderen Tätigkeit her, zu der freilich nur im Sommer Gelegenheit war. Und damit hatte es folgende Bewandnis: Wenn Verzinger auf seinem Werkbisch die Nadel führte, schweiften seine Gedanken ab, lockten ihn in die weite Welt und zeigten ihm eine rosige Zukunft, wenn er sich losmache von dem Handwerk, das ihn zum Sklaven der Leute erniedrigte, die in den Gebilden aus seiner Hand die Stufenleiter der Erfolge erklimmen. So zog es ihn immer mehr und mehr aus seiner Werkstätte hinaus in ein Leben, das ihm glückverheißend winkte. Er packte den vor dem Ettlinger Thor im Sellenwäldchen gelegenen Ludwigsee und sorgte für den nötigen „Betrieb“, um die erholungsbedürftigen Karlsruher an schönen Sonn- und Feiertagen heranzuführen. Der See hieß damals beim Volk noch ganz allgemein „Saubad“, weil sich die vorstigen Mitglieber der Feiertageherde Schweineherde viele Jahre hindurch in diesem Schwemmtisch gelabt hatten. Um diese fatale Erinnerung zu verwischen, hat Verzinger sein rechtlich Teil beigetragen. Im Mai war morgens von 5 Uhr ab gelegentlich Blechmusik auf der Insel im Ludwigsee. Den Frühlingsfestern, die sich zu einer „Mairkur“ einfanden und den Klängen der Musik lauschten, bot sich erwünschte Gelegenheit zu allerlei Maitgetränken. An schönen Sommernachmittagen gab es Volantierfahrten und manche andere Volksbelustigungen, die das Herz erfreuten und den Geldbeutel erleichterten. Wenn wir in Friedrichs Geschichte von Karlsruhe lesen, daß Verzinger „schon Anfangs der 60er Jahre“ auf dem Ludwigsee „Probefahrten mit seiner kleinen Dampfsonde“ angestellt habe, so dürfen wir diese Worte, die übrigens noch der Wirklichkeit ein volles Jahrzehnt hinzufügen, nicht gar zu streng nehmen. Was da nämlich für wenige Kreuzer die Kinder auf dem See herumtaumeln ließ, war nur ein Kahn, der durch einen alten eisernen Ofen zu einem „Dampfschiff“ heraufgepumpt war. Auch die Behauptung des gleichen Erzählers, daß Verzinger „anfangs der 60er Jahre von der Schiefwiege aus mit einem Luftballon aufgestiegen“ sei, entspricht nicht den Tatsachen. Verzinger hat vielmehr gelegentlich kleine unbemannte Ballone steigen lassen, so z. B. am 27. Juli 1851, abends 6 Uhr, zur Unterhaltung seiner Sonntagsgäste. Als nun gar vier Wochen später Green seinen ersten badischen Aufstieg zu Karlsruhe machte, war es um die Seelenruhe Verzingers getan. Was der Engländer vorführte, mußte ihm doch sicher auch gelingen. So machte er sich denn an das Werk, schnitt sich die Stoffbahnen zurecht und nähte sie selbst zusammen. Mit offener Augen besah er sich Greens „Continental“ im Eintrachtsaal, suchte auch da und dort ein älteres Buch über Ballonfahrten aufzutreiben, um zu erfahren, wie man sich beim Reisen in der Luft anstellen müsse. Lauter ausländische Namen, meist französische und englische, traten ihm dabei entgegen und drängten ihm den Glauben auf, daß er der „erste deutsche Luftschiffer“ sein werde.

Als Green in Mannheim weilte, entschloß sich Verzinger, mit seinem Ballon „Badenia“ an die Öffentlichkeit zu treten. Dem Vorbild des Engländers folgend, stellte er vom 10. Juli 1852 an sein Fahrzeug, mit Luft aufgeblasen, samt Schiffslein und Zubehör zur Verfügung aus, und zwar in dem großen Fanzsaal des von den Karlsruhern viel besuchten (damaligen) „Promenadenhauses“ in der Kriegsstraße. Wer im Vorjahre den „Continental“ besichtigt hatte, schenkte die 24 Kreuzer für den Eintritt. So war der Besuch sehr gering und lebte erst etwas auf, als Verzinger schon nach wenig Tagen (am 15. Juli) auf 12 Kreuzer herabging.

Seinen ersten Aufstieg wollte er am Sonntag, den 8. August 1852 wagen. Der bequemere Beisatzung des Gases wegen entschied auch er sich für den Feuerwehralteungsplatz vor dem Mühlburger Thor, setzte aber niedrigere Preise als Green an, die (für Erwachsene) zwischen 48 und 9 Kreuzern lagen. Die von der Polizeibehörde angeordneten Vorverträge befriedigten, aber das Wetter war nicht günstig. Einem Regen, der morgens niedergegangen war, folgte ein trüber Tag, der das ganze Unternehmen in Frage stellte. Die Füllung wurde trotzdem begonnen, verzögerte sich jedoch so, daß Verzinger nicht um halb 5, sondern erst um 7 Uhr emporklimmen konnte. Ein schwacher Südwestwind trieb den Ballon über den Hardtwald und den Wildpark in einer Höhe, die man auf 5000 Fuß (1?) schätzte. Von neuem setzte der Regen ein und zwang Verzinger, bei Stutensee um halb 9 Uhr auf dem Felde zu landen, was ohne jeden Unfall glückte. Mit Hilfe von Landleuten wurde die Hülle verpackt und nach Blankenloch gebracht, wo Verzinger übernachtete.

Der nächste Aufstieg sollte am Sonntag, den 22. August, auf dem Promenadenplatz in Baden-Baden vor sich gehen, wurde aber um eine Woche, auf Großherzogs Geburtstag, verschoben. Die Füllung konnte nicht vollendet werden, da sich nicht genügend Gas beschaffen ließ und die Polizei den Aufstieg unter veränderten Bedingungen nicht gestattete. So kamen die Fremden nicht auf ihre Rechnung und Verzinger verließ verärgert die Bäderstadt. Seine zweite Luftreise ging am Sonntag, den 19. September, von

der früheren Aufstiegstelle in Karlsruhe mit zweistündiger Verspätung um 6 Uhr abends vor sich. Zwischen Detmoldheim und Heidelberg (anderthalb Stunden hinter Bruchsal) vollzog sich die glatte Landung in einem Wiesental unter Beihilfe von Einwohnern der genannten Ortschaften. Die Einnahme war unzureichend geblieben und ließ sich auch durch das höchst bescheidene Ergebnis von 9 Gulden 24 Kreuzern einer öffentlichen Sammlung wahrlich nicht verbessern. Trotzdem ließ Verzinger den Mut nicht sinken, sondern plante für den 3. Oktober, einen Sonntag während der Herbstmesse, eine neue Veranstaltung in Mannheim, wo aber Green mit seinen zwei Luftreisen im Juli den Rahm abgeschöpft hatte. Er mußte auch auf das Mitnehmen von Fahrtafeln verzichten, da sein Ballon „Badenia“ nur 453 Kubikmeter Gas fachte, während Greens „Continental“ 1057 Kubikmeter Rauminhalt hatte. Am gewählten Tage stieg Verzinger bei heiterem Wetter auf und kam in etwa einer Stunde bis gegen Mannheim, wo sich die Landung glatt vollzog. Der geschäftliche Erfolg war wieder sehr gering, von der Einnahme konnten kaum die Fahrtkosten bestritten werden.

Drei Wochen später wollte Verzinger nochmals in Karlsruhe aufsteigen, wurde aber durch schlechtes Wetter daran verhindert. Nun ließ er ein volles Jahr nichts von sich hören und unternahm erst am 6. Oktober 1853 seine vierte Luftreise, wiederum vom Feuerwehralteungsplatz aus. Die ohne jeglichen Unfall verlaufende Landung bei Friedrichstal machte ihn sehr sicher. Daher finden wir ihn in den nächsten Jahren mehrfach als Veranstalter von Luftfahrten in Baden-Baden, Heidelberg und außerbadischen Plätzen.

Seinen Jahre nach seinem letzten Karlsruher Aufstieg unternahm er wieder eine Luftreise — seine 19. — in der badischen Pfalz, und zwar am Sonntag, den 9. September 1860, dem Geburtsstage des Großherzogs. Mit einem Karlsruher Würer erhob er sich vom Feuerwehralteungsplatz aus, abends um ein Viertel vor 8 Uhr. Unter Hochrufen auf den Landesherren entfaltete er eine deutsche Fahne und ließ Flugblätter zur Erde flattern, die ein unsanft beschreibendes Gedicht zu dem Festtage enthielten. Der Ballon entschwebte über Heierheim und Ettlingen und landete um 7 Uhr bei dem Orte Fernbach. Der geschäftliche Erfolg war wiederum sehr gering. Verzinger hat deshalb nach einer 14 Tage später erfolgenden Luftfahrt von Jahr aus 17 Jahre lang keinen Ballonaufstieg mehr unternommen.

Er wandte sich in Baden-Baden, wohin er seinen Wohnsitz verlegt hatte, der Photographie zu, meisterte mit großer Energie die auftretenden Schwierigkeiten und wurde schließlich ein gelehrter Photograph. In seinem Atelier, das in dem Garten des Hotels zur Stadt Lyon gegenüber vom Hotel Viktoria stand, sind sehr viele Aufnahmen von ihm gemacht worden, die Verzingers Namen weiter in die Welt getragen haben als seine Luftreisen. Während der Spielzeit war Verzinger „Lampist“ im Konversationshaus, d. h. ihm war die Sorge für die Dellampen anvertraut, die man deshalb an Stelle des Leuchtgases brannte, weil sie es unmöglich machten, den ganzen Saal durch Zudrehen eines drehbaren plötzlichen in ästhetische Finsternis zu hüllen, was ein Attentat auf die Geldkammern der Spieler ermöglicht hätte. Auch Verwalter der Reimbahn in Affenheim ist Verzinger gewesen. Das hübsche Vermögen, das er sich durch seine Vielseitigkeit und Mühseligkeit erworben hatte, verleitete ihn, anfangs der 70er Jahre in Baden-Baden eine Druckerei zu gründen und ein Parteiblatt zu verlegen; das Unternehmen wurde aber nicht genügend unterstützt und verfiel der Auflösung. Noch einmal hoffte Verzinger auf Erfolge durch Luftreisen. Die 17 Jahre lang nicht benutzte Ballonhülle sollte ihn noch einmal in die Lüfte tragen. Für den Gedanktag 1877 plante er die Veranstaltung auf dem Platze vor dem Konversationshaus. Unausführlicher Weise verfiel er auf den Gedanken, nicht mit Leuchtgas, sondern mit selbstgefertigtem Wasserstoffgas die Füllung vorzunehmen. Nicht weniger wie 18 Zentner Zink und 20 Zentner Schwefelsäure waren dazu erforderlich. Der Versuch mißlang vollkommen, die Hülle war über und über undicht. Verzinger liebte andauernd flitzen auf, aber die Hülle erhob sich nicht vom Boden. Dort lag sie noch am nächsten Morgen, als viele Neugierige sich einfanden, aber nicht um den Ballon zu betrachten, sondern um sich eine der Verkaufsbuden anzusehen, aus der ein Einbrecher während der Nacht für 25000 Mark Taschenuhren gekohlen hatte.

In Karlsruhe, seiner Vaterstadt, wagte Verzinger nun den letzten Versuch, aber der 21. Oktober 1877 war für ihn ein schwarzer Tag. Nicht um 4 Uhr, wie geplant war, sondern erst als die Nacht schon hereinbrach, erhob sich der leuchtgasgefüllte Ballon vom Feuerwehralteungsplatz, gelangte aber nur bis zu den Bäumen der Kaiser-Allee, wo sich der Luftfahrer mit dem Seilwerk der Hülle in den Netzen verfangen und schließlich herabgezogen werden mußte. Inzwischen war eine solche Menage Gas entwichen, daß der Ballon nicht mehr aufsteigen konnte. Murrend ging die enttäuschte Volksmenge auseinander.

Seiner letzten Hoffnung beraubt, kehrte Verzinger nach Baden-Baden zurück, ein armer Mann! Die Stadt schob ihn schließlich nach Amerika ab. Noch einmal fand er den Weg in sein Heimatland und in die liebliche Bäderstadt, in der er am 15. April 1894 als 73jähriger Greis sein wechselvolles Leben beendete. Nicht der erste deutsche wohl aber der erste badische Luftschiffer ist Verzinger gewesen. In den städtischen Sammlungen von Baden-Baden, die noch einlaß von seinem Ballon umher beherbergen, dürfte dieser Hinweis so wenig fehlen, wie eine knappe Lebensskizze und ein Bild des Mannes.

Hanns Schmiedel / Fränkisches und schwäbisches Gesicht.

Badens derzeitiger Staatspräsident, Prof. Dr. med. et phil. Willy Hellpach, hat als Forscher sich zu diesem interessanten Gegenstand an mehreren Stellen seiner Werke geäußert, so daß im Hinblick auf seine zu erwartende Physiognomik der deutschen Stämme eine kurze Darstellung zu obigem, enger umschriebenen Thema wohl angezeigt erscheinen darf. Hellpach nennt das fränkische Gesicht den am schärfsten bestimmbar, wohlansgeprägtesten Typ aller deutschen Landschaften, wo fränkische Mundart ist. Die charakteristische Artlinie läuft von Wunsiedel bis Saarbrücken, nördlich davon nimmt dieser Typ stetig, südlich davon rasch ab. Nachdem Ammons gründliche Anthropologie der Badener uns tiefere Einblicke verschafft, ist auch die Tatsache durchgehend ersichtlich, daß auf fränkischem Boden relativ mehr Blondhaarige vorkommen, so daß fränkisch und blond zusammenfallende Begriffe bilden konnten. Im fränkischen Gesicht fällt die starke Verjüngung nach dem Kinn zu auf. Die größte Entfernung mißt man zwischen den Jochbögen (die „Linea interjugalis“). Bei Fettvermehrung kommt dann oft eine Herzform des Gesichtes heraus. Der Grundriß dieses Gesichtes ist demnach (auch bei stumpfgebrochenen Unterkieferwinkeln) ein gleichschenkliges Dreieck. Setzt die Verjüngung sehr heftig ein, dann bilden sich grubige Wangen, man spricht von der Bildung von Jochschatten, den „Umbræ subjugales“. Wie flach-breit steht die schwäbische Kinnlinie dagegen, wie erzeugen dort die Kieferbildungen eine oft typische Mond- und Kürbisform. Auch das fränkische Profil ist eigen geprägt. Die Seitenansicht zeigt stark vorwärtstretende Nase und ein zurückweichendes, fliehendes Kinn. Dadurch erhält der Mund etwas vorspringend zugespitztes. Die Oberformen der Nase mangeln, die Nasenspitze kann bis zum Unorganischen gehen, umgedreht, ab- oder aufgebogen, selbst abgeknickt. Es müßte sorgfältig nachgeprüft werden, inwieweit die langspitze Form der Pfalz, die „kranke“ Form dem mittelfränkischen Gebiet vorzüglich eignet. Häufig herrscht verschiedenes Aussehen der rechten und linken Seitenansicht vor, die „Biprofilie“. Eigenartig ist nun die stärker angleichende, „assimilierende“ Kraft des schwäbischen Gesichtes auf das fränkische. Solche Anformungsgebiete zugunsten des schwäbischen Gesichtes bilden das Engtal, die Hohenloher Ebene, in Baden das Terrain, das von den Linien Philippsburg—Wiesloch und Mosbach—Murg umschrieben wird. Die Angleichung aus Schwäbische („Suebifizierung“) geht in sozialen Oberschichten rascher wie in der Masse vor sich: Hauptplätze dieser Anäherung sind Mannheim und Frankfurt a. M. Wie ist diese eigenartige Tatsache zu erklären? Hellpach gibt in scharfer, logischer Abgrenzung die vorsichtig abwägenden Möglichkeiten. Die vollstimmliche Ableitung der Jochvorsprünge aus einer hunnischen Erbschaft scheitert an der Tatsache, daß die Hunnen auch anderwärts Gebiete besaßen, ohne diesen das vermeintliche Erbe zu hinterlassen. Die Benennung des württembergischen Unterlandes, nämlich die „Hunnesteinbüche“, ändert daran natürlich nichts. Auch die morpho-chemische Vermutung, nach Dr. Rautmann in der alemannischen Körper-Seelen-Einheit (der „Hochophysis“) ein Produkt der „thymogenen Sekretion“, d. h. einen Schilddrüsen-Typus zu erkennen, kann man wegen der bis jetzt sehr geringen Kenntnis der Beziehung von Chemismus und Gestalt füglich übergehen. Hellpach stellt die beiden Antlitze übrigens ausdrücklich als unabhängig von Länglichkeit und Breite als solchen hin, womit eine raffentheoretische Erklärung im Sinne Dr. Eugen

Fischers abgelehnt wird, wonach der fränkische als nordischer Menschentyp seine Merkmale (Kinnverjüngung, grad-spitze Nase) durch homo alpinus (schwäbischer Typ) (mit Jochbildung, krauer Nase, Biprofilie) eingekreuzt, seine ehemalige Geschlossenheit gesprengt hätte. Ganz unerklärt bliebe überdies die seltsame Umformbarkeit des fränkischen Gesichtes (ohne schwäbische Einkreuzung) in der ersten Nachkommengeneration fränkischer Eltern beim Aufwachsen der Kinder im schwäbischen Sprachbezirk. Weit mehr gilt deshalb eine sozialpsychologische Erklärung, wo die Eigenart als Produkt der Umwelt erachtet, wo seelischer Einfluß von Mitmenschen wirkt. Unter den „gesichtsausbildenden“ („physiognomoplastischen“) Kräften ragen aber das Temperament und die Mundart einer Region vor allem hervor. Wie könnten sonst aus einer Stammeseinheit die Stammesunterschiede (als dynamischer Eigenart des seelischen Erlebens) sich bilden und gerade in so starker Abweichung trotz dichtester Nachbarhaftigkeit sich halten wie im Falle des Fränkischen und Schwäbischen. Die Kennzeichen des fränkischen Temperaments sind Raueheit, Lebhaftigkeit seelischen Erlebens bei geringerer Dauerhaftigkeit, prompte und starke Reaktion auf alles, trotzdem in Anstoß und Ziel wechselhaft. Die Mimik ist lebhaft, ungebunden, bewegt, typisch mundbewegtes Sprech-Lachen. Diese Mitgestaltung des Gesichtes durch Mimik und Umwelt-Mimik ist also Ausdrucks-Physiognomie, die sich in die geerbte einbaut. Wesentliche Sammelpunkte dieser Eigenarten sind Augen- und Mundpartie. Als Kennzeichen finden wir dann flache Wangen, auspringende Jochbögen, entflachte Lage des Kinns, das spitzbogig wird, lippenwärts getriebener Sprachprophet. Demnach übernehmen Kinder zu ihrem ererbten Temperament noch das künstliche der Umgebung, der Konvention. Der Weg ist verständlich. Aus kleinsten mimisch-sprachlichen Umformungen stimmen Einflüsse auf das Kräftepiel des Gefühls und des Erlebens, äußerlich und dann innerlich wirksam, bis als letztes Glied dieser Kette eine physiognomische Umformung zustandekommt. Die Kraft solcher regionaler Temperaturelemente ist erstaunlich, wenn sie den Anstürmen jahrhundertelanger Geschichte Trotz bieten. Es ist dadurch auch verständlich, warum die Eingesehnen eine so starke Anäherungskraft auf Justedelude haben. Worin liegt nun aber die Ueberlegenheit des schwäbischen Typus? Nun, der fränkische ist duldsamer, lebt sich leichter ein, ist also beeinflussbar-plastischer. Zum andern ist es eine alte Erfahrung, daß in jedem Einzelleben mit der Dauer die ruhigere, verschlossene, gehemmte Eigenart zu siegen pflegt. In sozialer Hinsicht ist es sehr interessant, wie die gesellschaftlich höhere Schicht durch ihr gemessenes, in Gesten und Haltung beherrschtes Wesen alles Ungebunden-Fränkische abzustreifen vermag, wie das die Stadt Karlsruhe klassisch beweist. Als Verdichtungscentren gilt Hellpach im schwäbischen Typus der seelische Ausdruck uns Auge, im fränkischen jener um den Mund herum. Damit ist aber freilich das Verhältnis von Nase und Stirn, auch wohl zum Teil jenes von Mund und Kinn, durchaus nicht völlig psychologisch erklärt, hier mögen vielleicht doch auch anthropologische und biochemische Faktoren beteiligt sein. Hellpachs Werk über die Physiognomik der deutschen Stämme wird uns aber auf Grund der freudigen und gewisvollen Methodik des Verfassers und seines umfassenden Forscherblicks eine Fülle von Erkenntnissen und Entdeckungen heraus-schälen, die uns unsere Stammescharaktere in neuer und vertiefter Einsicht doppelt liebenswert machen werden.

Karl Obser / Eine Karlsruher Erinnerung an Elisabeth von Henking.

Es war im Frühjahr 1905. Die Karlsruher Künstlergesellschaft traf eben in der Stadthalle die Vorbereitungen zu einem jener großen, farbenreichen, von Phantasie und heiterer Laune getragenen, frohbewegten Feste, wie sie seit dem Weltkrieg nie wiederkehrt sind, nicht wiederkehren konnten. Es sollte einen Fonds für die Erwerbung eines eigenen Heims schaffen. Die zugrunde gelegte Idee war die Veranstaltung einer Weltausstellung in Karlsruhe; der dekorative Hintergrund zauberte allerlei ungeahnte Entwicklungsmöglichkeiten als Zukunftsbilder hervor. Alles war an der Arbeit. Mein Freund Marc Rosenberg übernahm als kindiger Organisator mit mir die „Postkade“; eine Reihe anmutiger junger Damen in kleidsamer, von Künstlerhand entworfener Gewandung wirkten als Stephensbotinnen mit. Rosenberg sammelte als Verkaufsobjekte Originalbeiträge bekannter Künstler: Postkarten mit Handzeichnungen und Farbstichen, von denen einzelne, etwa von Hans Thoma, Hans v. Volkmann und anderen, auch im Farbdruck vervielfältigt wurden. Ich ging auf Autographenarten aus und ließ bewegliche Werbeschreiben an unsere angesehensten Dichter und Komponisten, Sänger und Schauspieler vom Stapel. Wir hatten beide guten Erfolg; selten, daß eine Absage kam. Unter denen, an die ich mich wandte, befand sich auch die Enkelin der Bettina, Elisabeth von Henking, deren größeres Erstlingswerk, die „Briefe, die ihn nicht erreichten“ vor kurzem (1903) erschienen war, ihren Namen in alle Länder deutscher Zunge trug und ihr Ansehen fest begründete. Als Tochter des preussischen Gesandten Grafen Flemming 1882 zu Karlsruhe geboren, hatte sie ein gut Teil ihrer Jugend in der Residenz verbracht und war in der hiesigen Gesellschaft heimisch geworden.

Das gab Hoffnung auf Gewährung der Bitte. Und ich wurde nicht enttäuscht. Eines Tages kam aus dem Belgrader Bitterwinkel, wo ihr Gatte als deutscher Gesandter saß, ein Brief, der ihre charakteristischen, klaren und sicheren Schriftzüge trug. Er sei in Erinnerung an die nun heimgegangene hier mitgeteilt, weil er nicht nur die Lebenswürdigkeit und Herzlichkeit ihres Wesens verrät, sondern auch Zeugnis ablegt von dem freundlichen Gedenken, das sie noch in der Ferne ihrer Vaterstadt bewahrt, und dem regen Anteil, mit dem sie die Bestrebungen der Künstlergesellschaft verfolgte. Als Dank für seine Abhandlung über ihre Großmutter Bettina von Arnim, die ich in den Heidelberger Jahrbüchern niedergelegt und ihr zugehelt hatte, sandte sie mir dann mit einem weiteren Schreiben und freundlicher Widmung ihr Buch: jenes Buch, das kurz vor ihrem Tode, im Dezember vorigen Jahres — ein für deutsche Verhältnisse seltener Erfolg — seine hundertste Auflage erlebte, das ich als ein kostbares Andenken hätte und bewahre.

Der erste Brief aber, von dem ich sprach, lautet wie folgt:
Deutsche Gesandtschaft, Belgrad (Serbien), 7. III. 1905.
Sehr geehrter Herr Dr. Obser!

Beinahe hätte Ihr Brief zu denen gehört, die mich nicht erreichten, da er nach Bukarest adressiert war — er ist auf diesem Umweg aber doch schließlich zu mir gelangt, und ich freue mich besonders darüber, weil es mir eine Ehre und ein Vergnügen ist, daß Sie sich wegen Autographen an mich gewandt haben, da ich ja ein altes Karlsruher Kind bin. — Ich interessiere mich aufs lebhafteste für Ihr Unternehmen. — Die bloßen Worte

„Karlsruher Künstlerhaus“ riefen so viel Jugenderinnerungen in mir wach. Lessing, Schröter, Keller, Bracht und so viele Andere habe ich ja gut gekannt, als ich noch bei meinem Vater in Karlsruhe war und oft mit ihm die Meisters besuchte. Welche Freude wäre es mir, wenn ich irgend wie zur Sammlung des Fonds eines Künstlerhauses beitragen könnte!

Ich sende Ihnen die unterschriebenen Karten und habe noch außerdem einige mit meiner Photographie hinzugesetzt, die Sie vielleicht auch verwenden können. — Sollten Sie vielleicht einige Exemplare meines Buches mit Unterschrift wünschen, so wird es mir eine Freude sein, sie Ihnen zu schicken — es ist mir ein so

lieber Gedanke zu einem Unternehmen meiner Geburtsstadt irgend wie beitragen zu können. Es wäre mir von großem Interesse, wenn Sie mir Ihre Arbeit über meine Großmutter Bettina senden wollten. — Für das was ich über sie zu schreiben beabsichtige, bin ich leider über ein paar kleine Vorstudien nicht hinaus.

Grüßen Sie das liebe alte Karlsruhe, wo ich so lang nicht mehr gewesen bin, von einem seiner am weitesten gereisten Kinder und gestatten Sie mir Ihrem Unternehmen den schönsten Erfolg zu wünschen.

Ihre ergebene
Elisabeth Henking.

Gustav Kommel / Geschichte des Karlsruher Fasanengartens.

II.

Innerhalb des Großen Zirkels war an der Breiten Allee zunächst ein rundes Boskett und weiter anschließend ein von der Breiten Allee und dem „Langen Weg“ (Querweg) durchschnittenen Viereck mit Springbrunnen und Bäumchen an den Ecken.

An der Nordwestecke dieser Vierecksanlage stand noch ein kleines Gebäude, das „corps de logis Sr. hochfürstlichen Durchlaucht“, über das bis heute nichts Näheres bekannt ist).

Nördlich von der Breiten Allee waren verschiedene Futterplätze, „Babichskörbe“, Uhuhöhlen und dera. angelegt. Am Zirkelweg befand sich der Schweinegarten und eine Suht dabei, die heute noch vorhanden ist. Auch die alte Wolfsgrube auf der Haagsfelder Allee (bei der Gruftkirche an der Mauer) ist erhalten geblieben.

Weiter östlich vom Zirkelweg an der Breiten Allee standen, wie schon erwähnt, die Fasaneriehäuser bei der sog. Volksblöde, wo heute noch Schloßchen und Dekonomiegebäude liegen. Der Wald südlich davon wurde „Buchenschlag“ und „Galgenschlag“ genannt. Dies war die Anlage des Fasanengartens in seiner ersten Gestalt, wie sie bis zur Erweiterung und Umgestaltung unter Markgraf Karl Friedrich nach 1765 verblieb.

Ueber die Fortentwicklung des Fasanengartens in den ersten Jahrzehnten seines Bestehens sind wenige Nachrichten auf uns gekommen. Als Hofjagdbezirke aber wurde die Fasanerie auch nach dem Tode ihres Gründers (1738) weitergeführt, ohne jedoch zunächst besonderes Interesse in Anspruch zu nehmen.

Die Fürsorge und Aufsicht über die Fasanenzucht lag in den Händen eines Fasanenmeisters, der für sich ein Wohnhaus im Garten innehatte. Für die Zucht des Geflügels stand daneben ein großes Fasanenhaus, ferner ein Hühnerhaus und noch etliche kleinere Gebäude, auch Hundeträlle.

Das Amt eines Fasanenmeisters befand sich Mitte des 18. Jahrhunderts nach dem Regierungsantritt Karl Friedrichs jahrzehntelang in der Familie Holz.

Das Ergebnis der Fasanenzucht war im allgemeinen gut. Anfangs der 1760er Jahre aber hatte die Fasanerie „durch besondere Fatalitäten“ empfindlichen Abgang an Fasanen erlitten, so daß ein gänzlicher Verfall der ganzen Zucht drohte. Man versuchte von auswärtigen Fasanerien Eier zu beziehen und u. a. reiste der Fasanenmeister Holz 1763 mit einem Brief des Markgrafen zum Fürsten von Hohenzollern nach Hedingen, wo man 300 bis 400 Eier zu erhalten hoffte. Allein der Fürst konnte augenblicklich auch nicht aushelfen, stellte aber auf den Herbst des Jahres 30 Stück Fasaneneier in Aussicht. Es gelang jedoch in den folgenden 2 Jahren die Fasanerie wieder in die Höhe zu bringen.

Markgraf Karl Friedrich wandte mit der Zeit dem Fasanengarten mehr Aufmerksamkeit zu, besonders nachdem der Schloßneubau und die Umgestaltung der ganzen Schloßplatz- und Gartenanlagen beabsichtigt war.

Schon 1756 wurde das Wohnhaus und das Fasanenhaus der Fasanerie für baufällig erklärt. Die Bauten drohten einzufallen, weil sie seinerzeit 1714/15 aus lauter jungen Forsten erbaut wurden, die nun verfault waren. Es sollten nun steinerner Gebäude errichtet werden; wegen des Schloßneubaus aber verzögerte sich die Sache bis 1764.

In diesem Jahr wurden zunächst nach den Entwürfen des Schloßarchitekten Kessler die zwei chinesischen Häuschen gebaut und dahinter ein Feldhühnergärtlein angelegt. Die beiden Pavillons sind quadratisch, Fenster und Türen rundbogig, auf den Dächern sitzt je ein Chinese mit offenem Sonnenschirm.

Der Fasanenhausneubau sollte nun gleichfalls „à la chinoise“ errichtet werden. Am 3. Januar 1765 legte Kessler einen Plan vor über ein zweistöckiges Fasanenhaus, das im Erdgeschoß die Fasanenstuben und oben die Wohnung des Fasanenmeisters enthalten sollte. Der Kostenvoranschlag belief sich auf 4840 fl. 23¼ Kr.

Das neue Haus sollte nur 100 Schuh lang und 29½ breit werden (das alte, abzubrechende Fasanenhaus war 112 Schuh lang und 26 breit), damit, wie Kessler berichtet, „das Gebäu nicht so blöcklich aussehen möchte, weilen dieses Gebäu doch vielleicht nach dem schon vis-à-vis von Serenissimo gnädigst ratifizierten und erbauten Feldhühnerhäusle à la chinoise eben auf der gleichen Art erbaut werden möchte, wann andern das ganze dessen und der ganze Plan seine Vollkommenheit bekommen sollte und würde an

1) Auf Plänen von 1780 ff. ist der Bau nicht mehr eingezeichnet. Er dürfte also in den 1770er Jahren bei der Umgestaltung von Schloß und Garten, wenn nicht schon früher, verschwunden sein.

dem Haus der Verbus ganz glatt und die Decorationen darauff gemahlet.“

Die Bauausführung „mit chinesischem Dach und figurierter Fassade“ erfolgte im Auftrage durch den Zimmermeister Zacharias Weiß von Gröbzingen¹⁾ im Sommer 1765. Am 11. September wurde das Dach aufgeschlagen, wozu 30 Tannen aus dem Nittertwald verwendet wurden. Beim weiteren inneren Ausbau in den folgenden Jahren (bis 1773) ließ Markgraf Karl Friedrich das Erdgeschoß zu einem Gesellschaftssaal herstellen und für die Brutstuben ein eigenes Gebäude hinter dem jetzt Schloßchen genannten Fasanenhaus für 450 fl. errichten.

Das Schloßchen²⁾, das in Zukunft als Lusthaus meist nur zur kurzen Aufenthalt benutzt wurde, enthält im untern Geschos zu ebener Erde den Saal mit 4 Säulen und zwei mit Spiegelansätzen versehenen Marmorkaminen. Die Aus schmückung des Saales ist klassizistisch. Ehemals in grüner Farbe ausgemalt, wurde er vor einigen Jahrzehnten in weiß erneuert. Gemälde und Jagderinnerungen bedeckten früher die Wände und die Säulen. Im obern Stockwerk befinden sich Wohnräume.

Die Vorderfassade ist hellrot im Grund, verziert mit Palmettenranken an den Fenstern und Türen, sowie an den Ecken. Im untern Stock (Saal) sind 5 Türen und 6 Fenster, im obern Stock 11 Fenster, sämtlich rundbogig. Ueber der Mitteltüre das Monogram Karl Friedrichs in Gold gemalt. Die Rückseite des Schloßchens zeigt im Mittelbau (Saal) zwei Ovalfenster, alle übrigen Fenster sind viereckig. Rechts und links befinden sich in der vorgeschobenen Fassade die Eingänge zum obern Stockwerk.

Im Hof, der von zwei Remisen flankiert wird, steht ein Brunnen aus Sandstein, dessen Errichtung (Umbau) in das vergangene Jahrhundert fällt.

Die beiden östwärts anschließenden neueren Baulichkeiten mit dem Geflügelhof (Laubenhaus) stammen aus dem Jahr 1857 und sind an Stelle von Gartenanlagen getreten. Der entsprechende westliche Garten mit dem Feldhühnerhaus in der Ecke der Umfassungsmauer ist noch als solcher erhalten, wenn auch etwas verändert.

Im Jahr 1768 begann man mit dem Bau der Fasanengartenmauer, da die alte Holzeinzäunung zu schlecht geworden war. Die Steine dazu kamen auf dem neu gebauten Steinschiffkanal von Durlach her. Bei dem Bau der Mauer mußten alle Gemeinden der untern Hardt Fronarbeiten und Fronfahren leisten.

1773 baute man das letzte Stück der Fasanengartenmauer, und zwar von dem Wirtshaus zur Sonne (einst bei der alten Brauerei Hühner gelegen), bei dem Pflanzentheil³⁾ zum Durlacher Tor, „wo die Kastanienbäume aber außerhalb stehen bleiben und der Platz zu einer Promenade aptiert werden“ sollte.

Im Fasanengarten stand zu jener Zeit schon das herrschaftliche Badehaus⁴⁾ aus dem wiederholt (1772 zum drittenmal) alle messingenen Hähnen und Bleirohre gestohlen wurden, bis man

¹⁾ Weiß kam mit dem bewilligten Geld nicht aus, weil Kessler den Voranschlag nach der „alten“ Taxe aufgestellt hatte und billig arbeitende Gesellen schwer zu bekommen waren. 1763 reichte die Witwe des inzwischen verstorbenen Meisters eine Nachforderung ein und erhielt im Gnadenweg 71 fl. 34 Kr. nachgezahlt.

²⁾ Emil Gutmann „Das Großherzogliche Residenzschloß in Karlsruhe“ (1911) nimmt als Erbauer aller Bauten im Fasanengarten den Baudirektor W. J. Müller an. Das ist zu berichtigen. Die Voranschläge für das Schloßchen und die beiden chinesischen Häuschen davor stammen noch von Kessler (1764/65). Müllers Mitarbeit an den von Kessler entworfenen Plänen kann immerhin angenommen werden, wie auch damals die Baumeister Arnold und Wesing an den Bauarbeiten für den Hof beteiligt waren. Müller, seit 1754 im Hofbanamt, wurde nach dem Weggang von Kesslers 1771 dessen Nachfolger. Von W. J. Müller stammen der Pavillon im Hofkästchengarten (siehe unten), das Zeughaus (1779), das alte Archiv im Zirkel, das Schwedenpalais, die Kleine Kirche u. a. Auch das 1875 abgebrochene Durlacher Tor war von Müller.

³⁾ Der sog. Pflanzentheil war die damals einseitige Reihe von Häusern an der südlichen Langen-(Kaiser-)straße, von der Waldhornstraße bis zum Durlacher Tor.

⁴⁾ Vermutlich eines der 4 kleinen Gebäude an den Ecken der Vierecksanlage der Breiten Allee, wenn es nicht der früher als Corps de logis bezeichnete Bau daselbst (siehe oben) war. (Das erste fürstliche Badehaus war eines der 24 Zirkelhäuschen im hintern Schloßhof, die aber in den 1740er Jahren schon abgerissen wurden.)

elirne Gitter und bessere Läden an den Fenstern anbrachte. Der Dieb ward nie erwischt.

Im Jahr 1778 wurde am Zirkel-Eingang zum Fasanengarten ein neues Torwächtershäuslein¹⁾ erbaut nach dem Plan von Baudirektor W. Zer. Müller. Müller war es auch, der den Schloßneubau 1782 vollendete und nachher (bis 1786) im Fasanengarten das Fenahaus (Jagdneubaus), das Gartenmauerhaus, sowie den größeren chinesischen Pavillon im ehemaligen Obgarten (dem spätern Hofkuchengarten) schuf. Es war dies in der Zeit, als eine durchgreifende Veränderung und Erweiterung der Gartenanlagen vorgenommen wurde.

Nach der Aufhebung des westlichen Tiergartens, der nach dem herrschenden Geschmack der Zeit in einen englischen Lustgarten mit offenen Rosenplätzen und malerischen Baumgruppen umgewandelt wurde, entstand im nördlichen Teil des Fasanengartens 1784/88 ein besonderer Tierpark, in dem Hirsche und Rehe, auch „bengalischer Wildpret“ gehalten wurde. Eine Hirschhütte und dahinter ein Bassin ward gebaut und die ganze Anlage mit einem Gitter bis zur Mauer umgeben. Südlich davon ließ man in einer Vertiefung noch einen mit Holzwänden besonders eingefriedigten Nibepark an, wovon dieser Teil des Fasanengartens heute noch den Namen trägt. In der Nähe stand ein hübsches Brunnenhäuschen, von dem noch Ruinen zu sehen sind. Ein gerader Weg ostwärts von der Hirschhütte läßt noch den alten Schloßstand erkennen, an dessen Ende die Trümmer einer Mauer liegen. Nahe dabei war früher der Bockstall und im anschließenden Eichel- und Korleuschlaa eine Suhl, die heute noch erhalten ist.

Das ganze Waldgartenstück um die Fasanerie und den Tierpark (die „Vogelblöde“) verwandelte in dem 1780er Jahrzehnt der Garteninspektor Schwenkert wie die übrigen Lustgärten um das Schloß gleichfalls in eine englische Anlage mit seltenen, ausländischen Bäumen und Sträuchern, namentlich Nadelhölzern. Der Ententeich wurde erweitert und das sog. „grüne Stück“ angelegt, auch eine künstliche Tempelruine in das Landschaftsbild gestellt. Das Schloßchen und die chinesischen Häuschen wurden mit Bogengängen umrahmt, die östliche Breite Allee mit Platanen bepflanzt bis zum Tor der Stumauer, wo früher auch eine Wolfsgrube war, die auf Plänen der 1880er Jahre fälschlich als Bärengrube bezeichnet ist. Heute Ede Park- und Edelheimstraße. Eine schnurgerade Pärchenallee führte von der Mittelstiege des Schloßchens aus zwischen den beiden chinesischen Häuschen durch nach dem Tierpark. In gerader Linie weiter lag dann die Hirschhütte, und den Abbruch bildete das reizende von Müller 1786 erbaute Gartenhaus auf der Mauer.

Begeben²⁾ Freitreppen führen von der Gartenseite rechts und links von der Türe des Erdgeschosses hinauf zu dem achteckigen Häuschen, dessen Spitze einen Knopf mit Himmelsrichtungszelger trägt.

Von dem mit der Gartenmauer verbundenen Erdgeschloß führt nördlich eine Türe ins Freie nach dem Wildpark. Das Obergeschloß, der eigentliche Pavillon, von einer Terrasse rings umgeben, mit 8 Fenstern ist klassizistisch bemalt in Rot und Gelb. Die Außenwand rechts und links von der Eingangstüre zieren zwei gemalte große Vasen; an der einen bemerkt man einen Hirschkopf als Anspielung auf den Wildpark.

Im Innern waren vier Wände mit Landschaften geschmückt, deren letzte Spuren noch die kräftigen Farben von einst erkennen lassen.

Das Lusthäuschen wurde im Jahr 1815 von Baudirektor Weinbrenner erneuert; neue Balken wurden eingezogen, Fußboden und Terrasse mit neuen Platten belegt und die Malereien al fresco wiederhergestellt, nachdem sie schon einmal 1808 ausgebessert worden waren. Die Erneuerung des Pavillons durch Weinbrenner verursachte einen Aufwand von 200 fl. Der anmutige Bau ist heute leider stark verwahrloht und insbesondere sind die schönen Wandmalereien im Innern, die 1912 noch durch Kunstmaler Holst wieder aufgefrischt wurden, völlig zerstört, seit der Park und das Häuschen „dem Schutze des Publikums“ anvertraut ist³⁾.

Einen Teil des Fasanengartens, die Baumschule, in der Nordwestecke (heute Hofkuchengarten) ließ Karl Friedrich als Obstpflanzung anlegen und durch eine Mauer mit 8 eisernen Toren besonders einfriedigen. Edle Obstsorten, namentlich ausländische, wurden dort gezogen. Auch hier wurde ein schöner chinesischer Pavillon von Müller errichtet. Zwei Fontänen, geschnittene Hecken und Buchscheiden zierten die Umgebung. Der Pavillon, heute noch gut erhalten, ist ein achteckiger Bau, zu dem einige Stufen hinaufführen. Das Neukere ist mit schönen Palmendekorationen auf gelbem Grund, die Ecken mit Palmenbäumen bemalt, ähnlich wie beim Schloßchen. Fenster und Türen sind rundbogig. Das Dach ist durch eine kleine Kuppel zusammengefaßt, die einen aufsteigenden

¹⁾ Abgerissen in den 1870er Jahren, als auch das Eingangstor und die Mauer weiter zurückverlegt wurde und die alte Volkstanzweiserer Allee (heute Englerstraße) außerhalb des Fasanengartens kam.

²⁾ Der für den Denkmalschutz verantwortlichen Behörde kann der Vorwurf nicht erwaart werden, daß man gerade dieses Kunstdenkmal, anstatt es wie früher abeschlossen zu halten und zu bewahren, in den letzten Jahren dem ärgsten Vandalismus preisgab. — Vom Gartenhaus auf der Mauer werden auch allerhand Spukgeschichten erzählt. Zuweilen wird der alte Markgraf (Karl Friedrich) dort gesehen oder bekannte Gestalten aus seinem Hofstaat. Geküßter noch ist die Sage von dem schwarzen Mann mit großem Bart, der ein Kind auf dem Arm trägt und nach dem Pavillon geht.

ten Sonnenschirm trägt. Eine geschnittene Tulahecke umgibt jetzt noch den hübschen Bau, die einstigen Fontänen und die übrigen Anlagen ringsherum sind verschwunden.

Im großen ganzen sehen wir heute die Parkanlagen des Fasanengartens noch so, wie sie zu Karl Friedrichs Zeiten gestaltet wurden. Als bevorzugter Erholungsort für die fürstlichen Herrschaften und die Hof- und Jagdgesellschaft gedacht, ward der Fasanengarten Liebhaberaufenthalt des Markgrafen Karl Friedrich, der das Schloßchen zu einem Favorite und Solitude machte und in dem traulich-friedlichen Gartenhaus auf der Mauer besonders gern verweilte, um Erholung zu genießen. In den chinesischen Pavillons und den anderen daneben gelegenen Häuschen glänzten die Gold- und Silberfasanen, Edelhühner und anderes seltenes Geflügel liefen in den Anlagen frei umher, und Pfauen saßen auf künstlichen Ruinen oder dort aufgestellten römischen Steinentwürfen. Tauben flatterten in Scharen aus dem Taubenhaus am Ententeich, lauschige Buschpartien und versteckte Plätze, Laubengänge waren die Reizen, daß man in einer romantischen Zeit lebte.

Unter Markgraf Karl Friedrich war der Fasanengarten als Tierpark dem Publikum zeitweilig zugänglich; die Vergünstigung wurde 1811 zurückgezogen, als Ausschreitungen der Besucher gegen die Einrichtungen vorkamen. Zur Nachzucht der seltenen ausländischen Bäume im Fasanengarten diente eine besondere kleine Baumschule, die der Garteninspektor Schwenkert anlegte. Sie hatte noch 1789 keine Umzäunung, so daß die zahlreichen im Park sich aufhaltenden Kaninchen die angeführten jungen Bäumchen abfressen konnten. Die Baumschule wurde dann 1806 aus dem Fasanengarten nach dem Klosterfeld verlegt. Dieses Feld am Rand des Fasanengartens umfaßte damals etwa 30 Morgen Acker und Wiesen und stammte aus dem Besitz des Klosters Gottesau. Es war jeweils dem Fasanenmeister in Bestand gegeben. Am östlichen Rand des Klosterfeldes stand eine Reihe Maulbeerbäume, die schon auf dem Plan von 1743 erscheinen. Später wurden noch an verschiedenen Stellen des Fasanengartens diese nützlichen Bäume angepflanzt.

Die Fasanerie wuchs in den 1790er Jahren stark an, weitere Brut- und Futterhäuschen wurden in dem Waldpark errichtet; man schätzte damals die Zahl der gewöhnlichen Fasanen darin auf 300, die der Gold- und Silberfasanen auf 40 Stück.

Von den letzteren versandte Karl Friedrich im Jahr 1805 (als Kurfürst) eine Anzahl u. a. nach Malmaison an den französischen Hof durch zwei Tagelöhner, Fischer und Huber, welche 39 Tage auf der Reise waren und täglich 1–2 fl. erhielten, „weil es in Frankreich so teuer zu leben ist“.

Es war damals unter den Fürstlichkeiten Sitte, sich gegenseitig seltene Tiere als Geschenke zukommen zu lassen. So brachte im Jahre 1818 der Königl. bayerische Leibjäger Dille von München zwei schöne Viber als Gruß des Königs nach Karlsruhe. Der Leibjäger erhielt von dem erfreuten Großherzog ein „Douceur von 20 Louisdor“! Ein anderer Bote brachte aus München 300 Fasaneneler, die mit 40 fl. bezahlt wurden. Der Bote empfing als Trinkgeld 11 fl.

In den 10 Jahren von 1806–1817 kostete die Unterhaltung der Fasanerie, der Menagerie und des Hirschparks den Hof 18 666 fl., und man brauchte jährlich noch etwa 18 Malter Weizen zu Futter für das Geflügel.

Der Fasanenbestand in Karlsruhe sollte damals stark vermehrt werden. Die Fasanerie der Favorite bei Rastatt war 1806 aufgehoben worden; die Tiere, Geräte usw. wurden nach Karlsruhe verbracht.

Auch eine Dekonomie mit einem Rindviehstall und Scherer war im Fasanengarten eingerichtet worden. Das Erträgnis daraus, wie das des Holzstiebes aus dem Park sollte zur Deckung der Kosten der ganzen Anlage verwendet werden.

Im Jahre 1805 wollte Karl Friedrich ein vorhandenes, ehemals zur Schloßhofeinfriedigung bestimmtes, großes eisernes Tor an den Eingang zum Fasanengarten am Zirkel gesetzt haben.

Baudirektor Weinbrenner, der sich mit der Sache zu befassen hatte, sprach sich gegen dieses Tor aus und meinte: „Es würde sich für den Platz nicht qualifizieren, indem es zu schwer, zu verunstaltet und so gefornit ist, daß man über dasselbe gleich einer Leiter leicht einsteigen und sich im Vorbeigehen durch die hervorragende Verzierungen, welche schne langem Spieken gleichen, beschädigen kann.“

Der dem Rokoko abholden Bauweltige schlägt dann vor, das Tor als altes Eisen zu verkaufen und für den Erlös (auf 300 fl. geschätzt) ein neues, dem Ort angemessenes Eingangstor machen oder aber aus dem Schwelinger Schloßgarten eines herbeschaffen zu lassen.

Der Geheimrat aber winkte Weinbrenner ab, weil es „bestimmte allerhöchste Resolution“ sei, und das Tor wurde angebracht.

Dieses prachtvolle Tor mit zwei Seitentüren sollte einst als Haupteingangstor zwischen den beiden Wachthäusern zum vorderen inneren Schloßhof dienen. Der Plan über die Schloßhofeinfriedigung (aus den 1750er Jahren) fand aber nicht die Billigung Karl Friedrichs und seiner Gemahlin Karoline Luise, weshalb Tor und Gitterstücke, die schon angefertigt waren, zunächst hinterstellt wurden.

³⁾ Sie stand an der Stelle des heutigen Hundshauses in dem Garten am Weg nach der Stadt.

Das Tor ist ein Meisterwerk des Hofschlossers Eugenet, der es im Jahre 1759 fertigte. Mit seinen schönen Ranken und Verzierungen darf es den besten Arbeiten der Rokokozeit zur Seite gestellt werden und hat bei Kennern stets große Beachtung gefunden.

Wir können heute dem Fürsten und seinem Geheimen Rat dankbar sein, daß sie dem klassischen Baudirektor Weinbrenner nicht nachgaben, sonst wäre das Tor zum alten Eisen geworfen worden.

30 Jahre stand es dann am Kircheingang, 1804 wurde es an den Haupteingang zum Kasanengarten in den Schloßgarten versetzt. Davon später.

In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts nach den Befreiungskriegen und den bewegten folgenden Jahren hören wir wenig vom Kasanengarten oder Tierpark. 1817 verbrachte man kleinere ausländische Tiere, Wasser- und andere Vögel aus den Gewächshäusern des botanischen Gartens, wo sie in der Umgebung von Pflanzen ihrer Heimatzone untergebracht waren, in die Kasanerrie.

Die Oekonomie der Kasanerrie zur Unterstützung der Kasanen- und Tierzucht wurde, weil sie sich als vorteilhaft erwies, erweitert. Den Viehbestand erhöhte man auf 8 Stück Kühe zur Molkeerei. Das Feld im Kasanengartengebiet war auf 35 Morgen Acker und 17 Morgen Weiden angewachsen (1831).

Der Kasanenmeister, der seit Karl Friedrichs Zeiten seine Dienstwohnung in Waldhornstraße 5 hatte, siedelte 1829 wieder in die Kasanerrie über.

Vom Kasanengarten wurde 1803 das Gelände für den Bau der Dragonerkaserne neben dem 1779 errichteten Raadenhaus abgetrennt. Daneben lag das fürstliche Bauverwaltungsbüro, auf dessen Platz 1836 die Technische Hochschule entstand. 1843 wurde das Reithaus mit dem Reitplatz und 1868 die Stallungen zur Dragonerkaserne, später auch die Vorkerschule (1871) und das Realgymnasium (1873) auf Kasanengartengebiet erbaut.

So verlor der Park nach und nach manches Stück von seiner ursprünglichen Ausdehnung und die Umfassungsmauer wurde an der Südküste immer weiter zurückverlegt. Auch im Innern gab es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Veränderungen durch Baumschulen, Plantagegärten, Weideplätze für die Hofpferde usw.

Unter Großherzog Leopold wurde der Zutritt zum Kasanengarten mit Erlaubnis der Hofbehörden täglich von 2-4 Uhr nachmittags wieder gestattet. Die Veranlassung dazu gab die 1840 im Kasanengarten aufgestellte Basensammlung, die sich eines starken Besuches namentlich auch von Durchreisenden und Künstlern zu erfreuen hatte.

Anfangs der 1850er Jahre brachte man der Kasanenzucht, die durch allerlei ungünstige Verhältnisse zurückgegangen war, wieder mehr Interesse entgegen. (Im Reichbild der Stadt war inzwischen auch ein Kasanenplatz u. eine Kasanenstraße ausgebaut worden.)

Zur Emporbringung und Erweiterung der Kasanerrie wurde ein französischer „Gallandier“ namens Sénéchal 1854 berufen. Diesem sachkundigen, aber der deutschen Sprache und des Schreibens unkundigen Kasanenzüchter gelang es auch tatsächlich, die Kasanerrie auf einen hohen Stand zu bringen, allerdings nicht ohne große Ausgaben. Der Kasanerriehof wurde 1857 erweitert durch den Bau von einem Wohnhaus und einem Gebäude für Futtervorräte und allerhand Einrichtungen (Futterreinigungs- und Zubereitungsmühle nebst Vellschornbrecher und dergl.). Auch neue Bruthäuser wurden errichtet für die Kasanen, deren Zahl in jener Zeit auf 2000-3000 wuchs. Man verbrauchte für das Geflügel u. a. jährlich etwa 70 Malter Hansfamen. Die Molkeerei mußte der erweiterten Kasanenzucht weichen, die Kühe wurden an das Hofauf Stutensee überwiesen. Man begnügte sich mit einer kleineren Oekonomie und unterstellte das Feldbaugeschäft dem Kasanenmeister, der es aber, weil er selbst nicht viel vom Ackerbau verstand, durch einen Obmann mit zwei Döfen besorgen ließ. Das tat nicht lange gut und bald darauf erhielt der Hofschlossergärtner Kilian die Aufsicht über die Oekonomie des Kasanengartens.

(Schluß folgt.)

Otto Gmelin / Die Biene.

Genau zwanzig Minuten nach sechs Uhr eröffnete der Beigeordnete Mos die Kommissionsitzung im Zimmer Nr. 5 des Stadthauses, obwohl außer ihm und dem Sekretär nur drei Herren anwesend waren. Er spielte mit den Papieren, die vor ihm auf dem Tisch lagen, räusperte sich ein wenig und begann:

„Ich nehme an, Sie sind einverstanden, wenn ich trotz des Fehlens dreier Herren die Sitzung für eröffnet erkläre. Es ist zwanzig nach sechs und auf sechs Uhr war eingeladen. — Lassen Sie bitte die Anwesenheitsliste herumgehen, Herr Laubenkopf. — Also, meine Herren, Sie wissen ja — wir wollen uns bei der Sache, denke ich, nicht zu lange aufhalten; ich hoffe, in einem kleinen Stündchen sind wir fertig. — Sie wissen ja, daß es sich um die Vorberathung und Abgabe eines Beschlusses bezw. einer Beauftragung eines Vorschlages handelt, der der Verwaltung von privater Seite zugegangen ist, betr. Vergebung einer Konzession behufs Errichtung eines Ausstanzes im Vorraum des Stadthauses Blumenstraße Nr. 15. — Herr Laubenkopf, lesen Sie bitte das Gesuch noch einmal vor — ohne die Anlagen natürlich.“

Herr Laubenkopf war der leberhäutige Sekretär mit dem Pickel auf der Stirn, der links neben dem Beigeordneten saß. Er arbeitete mit hurtig bewegtem Finger in den Akten. Der Beigeordnete strich sich mit der Hand über seine dicke rechte Wade. Der Stadtverordnete Zugschmitt trommelte mit den Fingern auf den Tisch. Der Stadtverordnete Speck reinigte sich die Nägel; als er damit fertig war, zog er die „Note Fahne“ aus der Tasche, breitete sie auf dem Tisch vor sich aus und las sie laut vor. Der Stadtverordnete Brecht schmolzte sich ein Stäubchen von seinem Nüsterrand, ordnete die Blätter weißen Papiers, die er sich zurechtgelegt hatte, und betrachtete sinnend seinen charakteristischsten Bleistift. Laubenkopf las:

„... demgemäß die kleine südliche Vorhalle zum Stadtsaal Blumenstraße 15 dadurch nutzbar gemacht werden soll, daß nach unbedeutenden Umbauten, die an Laßen der Stadt fielen, oder auch ...“

Geräuschvoll öffnete sich die Tür. herein trat der Stadtverordnete Dr. Spidler; heller Sommeranzug, weiße Weste, Strohhut und Spazierstock in der Linken. Während Laubenkopf weiterlas, häutete er Stock und Hut an den Haken, setzte sich an den Tisch, indem er den Stuhl mit der rechten Hand zwischen den Beinen durch unter sein Gesicht zog. Nieß sich die Hände, wuschte sich den Schwanz von der Stirn. zog sein Bissarenetui, entnahm eine Zigarre. Als er sie anzünden wollte, funktionierte sein Feuerzeug nicht.

... eine Tür in die Hinterwand, so daß ein Ausgang nach dem östlichen Hof geschaffen würde. Ferner würde ein kleiner Anbau dort entstehen (siehe Plan 2a, Figur 1 und 2), um für die Toiletten (a) und für die Spüleleichtung (b) ...“

Brecht hatte seinen Bleistift hingelegt, ein Streichholz angezündet, das er Dr. Spidler hinüberreichte, der ihm passend verbindlich dankte. Brecht schob ihm auch den Aschenbecher hinüber, in den er seinen Bleistift aktiviert hatte.

... und es würde bei einer jährlichen Verzinsung von 5 Prozent und Amortisation von 1 bis 2 Prozent sich ein Reinertrag ergeben, der sich (siehe Kostenanschlag, Anlage 3) in dem Maß steigern kann ...“

Zugschmitt trommelte leise, gab mitschwingende Geräusche mit der Zunge von sich. Speck räusperte sich tief, stand auf und beugte sich zum Spucknapf in der Ecke. Er war eben fertig, als Laubenkopf aufhörte.

„Aber, Herr ...“ — begann Speck unaufgefordert aus seiner Ecke — „es ist wieder kein Wasser im Spucknapf. Ich möchte dies dem Herrn Beigeordneten gesagt haben, da ihm das Hygieneamt unersieht.“

„Sehr liebenswürdig. Aber bleiben wir bei der Sache. Zu dem Gesuch und den Ausführungen müssen wir nun Stellung nehmen, ich nehme an, Sie haben in die Anlagen, Pläne und Kostenanschläge in den letzten Tagen so viel Einsicht genommen, daß Sie ein Urteil haben.“ Mos sah die Herren an.

Es meldete sich Herr Brecht.

„Bitte, Herr Brecht.“

Brecht spitzte den Mund, begann mit schwacher Stimme eine seiner endlosen, umständlichen Ausführungen. Das Projekt — er habe alles genau geprüft, er könne wohl von sich sagen, daß er kein Neuling in solchen Dingen sei — das Projekt sei bestehend, es sei geradezu eine Schande, daß es Anregungen von privater Seite bedürfe, um die Verwaltung auf solche Gedanken zu bringen ... er sei ja kein Fachmann, aber das könne jeder Laie sehen, daß hier ein Weg, ein geradezu natürlicher Weg sei, um der Stadt eine Quelle aufzu ...“

Senkrecht erhob sich Zugschmitt, öffnete das Fenster hinter sich. Warme Luft eines milden Sommerabends, schwer von Duft, strömte herein. Brecht sprach unbeirrt weiter; Zugschmitt setzte sich wieder, begann wieder leise zu trommeln. Brecht war ein Befürworter der Idee. Die Person des Vorgesetzten, dem der Gedanke entsprungen, sei ihm als zuverlässig und geschäftstüchtig bekannt. Er habe, wie man vielleicht wisse, vor vier Jahren den Roten Döfen übernommen ...“

Es brummte laut im Zimmer, die Herren sahen auf; durchs offene Fenster strömte eine Biene herein. Sie floh tastend an der Wand her und dann an dem Bismarckbild auf und ab.

... die Pläne — an den Plänen allerdings hätte er einiges anzusetzen. Warum man die Toiletten nicht an der linken Wand anbaute. Die Wasserrohre liefen, wie er sich überzeugt habe, jener Wand entlang, man habe es also zweifellos leichter und billiger; auch daß ein Fenster nach dem Hof hin gebrochen werden solle ...“

Die Biene hatte sich zu Dr. Spidler gewandt, umiaufte ihn immerfort, so daß er den Kopf ausweichend hin und her bog und mit der Hand nach dem Tier schlug, ohne es verischen zu können. Brecht sprach immer noch. „Sie werden mir beipflichten, wenn ... möchte ich Ihre Aufmerksamkeit noch besonders darauf lenken, daß ...“ Speck sah Spidler zu, der die Biene durch seinen Rauch zu vertreiben suchte, bis er sich schließlich bei einer ungeschickten Bewegung die Zigarre aus dem Munde schlug, die Asche auf dem Tisch mit einem Stückchen Papier aufsammete. Die Biene umflog seine Glase. Der Beigeordnete zog die goldene Uhr, der Deckel klappte auf. Es war fünf nach sieben. Endlich jammerte sich Brecht:

„Zusammenfassend möchte ich also meine persönliche Ansicht, die auch die meiner Partei ist, dahingehend präzisieren . . .“
Als er geendet hatte, sagte Speck zu Spächler hinüber:

„Lassen Sie das arme Tier doch in Ruhe, es tut Ihnen ja gar nichts.“

„Na, ich möchte doch wissen, wie Sie sich verhalten würden, Herr Speck. Ein Stich ist immerhin ein Stich — auch Bienenstich — haha!“

Zugschmitt warf so nebenhin:
„Wenn Bienen nicht gereizt werden, stechen Bienen überhaupt nicht.“

„Wer von den Herren“, fragte der Beigeordnete, „möchte sich nun äußern?“ — „Bitte, Herr Speck!“

Speck begann mit der kapitalistischen Gesellschaftsordnung: Statt daß man aus Konzertfälen Wohnungen mache und Kinder darin speiste, die am Hungertuch nagten und dem Grabe zuwankten, wolle man hier . . . Seine Partei könne ihr Zustimmung nicht geben, zumal da hier Alkohol ausgehändelt werde. Wenn wenigstens . . .

Die Biene hatte sich von Dr. Spächlers Glase abgekehrt, summt an Specks rechter Hand auf und nieder; er zog sie zurück, die Biene folgte; er steckte die Hand in die Tasche, die Biene flog zu seiner linken Hand. Hier daselbe Manöver, bis auch diese Hand in der Tasche war. Jetzt flog sie um seine Nase; er wendete sich nach rechts, nach links, beugte sich vor und zurück. Schließlich brach er seine Ausführungen ab: Schon der Alkoholfrage wegen sei es im Interesse der Bevölkerung . . . Er lehne ab, auf den Vorschlag auch nur einzugehen. Damit stand er auf; die Biene flog ihm nach. Er ging ans offene Fenster. Aber da kehrte sie um, beschäftigte sich wieder einige Zeit mit dem Bismarckbild und flog dann geraden Weges zu Zugschmitt, der eben begonnen hatte:

„Es ist schon allzu viel, glaube ich, über die Sache geredet und der Hauptpunkt gar nicht einmal erwähnt worden, nämlich, meine Herren . . .“

Aber jetzt brummte ihm die Biene um sein Gesicht; er schlug danach und fuhr auf, als wäre er schon gestochen:

„Verfluchtes Vieh!“

„Ja, Sie es doch hinaus“, sagte der Beigeordnete.

„Sie sind selbst schuld; warum haben Sie das Fenster geöffnet!“ sagte Brecht.

Vernebelnd schlug Zugschmitt mit dem Taschentuch nach dem Tier und vollführte eine Art Tanz.

„Lassen Sie es doch“, mahnte Brecht, „man soll bekanntlich Bienen nicht jagen, sie werden dadurch unflüchtig. Es ist nur Respektlosigkeit, wenn Sie sich belästigt fühlen.“

Dr. Spächler zog an seiner Zigarre:

„Das glaube ich nicht. Ein Stich von einer Biene kann sehr unangenehm sein.“

Der Beigeordnete krüchte wieder über seine Bäckchen:

„Aber, meine Herren, zur Sache. Bittet Wir müssen uns befehlen, ich habe um acht Uhr noch einer Sitzung der Volkshochschul-

gemeinde beizuwohnen.“

„Ich behaupte rundweg“ — wollte Zugschmitt fortfahren —

„die Sache ist gar nicht möglich, weil . . . zum Teufel, das Vieh ist von einer Rudrinastigkeit . . .“

„Sie sind maßlos nervös!“

„Eben wegen der Toilettenfrage, denn . . .“

Jetzt war die Biene beim Beigeordneten angelangt.

„Sehen Sie, geben Sie acht, Herr Mob“, unterbrach sich Zug-

schmitt selbst, „sie sitzt an Ihrer Hand.“

Mob zuckte sofort mit beiden Händen zurück, schüttelte sie ab-

wehrend.

„Weit der ganze Bau durch das angehängte Toilettengebäude

entwertet würde. Aus mehreren Gründen. Ich habe mir näm-

lich die Pläne genau angesehen und bin zu der Ueberzeugung . . .

„Sie sitzt schon wieder an Ihrer Hand.“

„Aber lassen Sie ihn doch, sie tut ihm ja nichts zuleide.“

Die Biene summt angedrückt zu Herrn Speck.

Dr. Spächler: „Wozu auch solches Viehzeug auf der Welt ist!“

„ . . . und bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß nicht allein

die Verunstaltung des Baues, sondern vor allem die Unkosten, die

der Stadt erw . . .“

Zugschmitt schlug um sich: „Sie läßt sich weiß Gott nicht krie-

gen! Eine Geschicklichkeit hat so ein Vieh . . .“

Speck war wieder am Spucknapf beschäftigt.

„Verärrtete Gemüter!“ sagte er.

„Man hätte das Fenster geschlossen halten sollen!“

„ . . . in keiner Weise in einem Verhältnis stehen zu dem

eventuellen Gewinn. Ich will Ihnen zeigen, daß dieser durchaus

phantastisch veranschlagt . . .“

Dr. Spächler sah wie fasziniert der Biene zu, die sich nun

wieder dem Beigeordneten näherte, und wiederholte:

„Wozu auch solches Viehzeug auf der Welt ist!“

Dann zog er an seiner Zigarre; blauer Rauch hüllte ihn schüt-

zend ein. Brecht hob dozierend den dünnen Finger:

„Herr Doktor! Essen Sie nicht gerne Honig?“

Während Zugschmitt weiter seine Bedenken entwickelte, starr-

ten sämtliche Anwesenden unentwegt dem summenden Tier nach

und verfolgten seine tuchenden Bewegungen. Nur der protokollier-

ende Sekretär Laubkopf hatte keine Zeit, acht zu geben, wollte

eben einen laut proklamierten Satz des Redners niederschreiben,

als ihm Speck der gegenüber saß, plötzlich mit der Hand auf die

Finger schlug, daß der Bleistift in hohem Bogen davonflog.

„Haben Sie es denn nicht gemerkt? Sie sahen an Ihrer Hand.“

„Zur Sache, meine Herren“, mahnte der Beigeordnete, „bitte

zur Sache! Fahren Sie bitte fort, Herr Zugschmitt.“

Aber Zugschmitt war wieder von der Biene umflogen. In-

dem er mit beiden Händen um sich focht, versicherte er, er sei zu

Ende.

Jetzt kam Dr. Spächler an die Reihe; er sprach in kurzen, fast

militärischen Sätzen:

„Meine Herren Vorredner haben die Situation in keiner

Weise geklärt. Ich bin der Ansicht, daß hier wieder einmal viel

Wärm um nichts gemacht wird. Wenn sich ein Unternehmer an-

bietet und der Stadt einen Gewinn garantiert, so ist das sehr ein-

fach; würd' uns dieser Herr — na, wie heißt er gleich? . . .“

Laubkopf warf den Namen dazwischen:

„Schupf.“

„Würde dieser Herr Schlupf . . .“

„Schupf.“

„Na ja, also Schlupf oder Schupf — tut nichts zur Sache —

würde dieser Herr mit dem schlüpfrigen Namen — haha! — uns,

gerade heraus gesagt, ein weniger schlüpfriges Angebot ge-

macht . . .“, aber da sah plötzlich die Biene auf der Hand des Spre-

chers, der es mit Entsetzen zufällig sah. Er schleuderte sie ab . . .

„Donnerwetter, man kann keinen Satz zu Ende sprechen.“

Speck lachte laut.

„Ich bitte mich nicht zu unterbrechen.“

„Aber Sie haben sich ja selbst unterbrochen!“

„Ich bitte nochmals, mich nicht zu unterbrechen!“

„Die Biene sitzt wieder auf Ihrer Hand.“

Der Beigeordnete wurde ungeduldig.

„Aber, meine Herren, das geht nicht, daß Sie sich fortwährend

anderweitig unterhalten.“

Spächler kämpfte mit dem Insekt. Er wollte an seiner Zigarre

ziehen, sie war aus. Er kaute einige Augenblicke daran herum.

„Ich meine also, um mich kurz zu fassen: Wenn man mit ein-

iger Kenntnis der Sachlage den Vorschlag des Herrn Schlupf —

„Schupf!“ riefen die anderen dazwischen.

„Ich bitte abermals, mich nicht zu unterbrechen!“

Die Biene summt um die Ohren des Herrn Dr. Spächler, er

hörte es plötzlich ganz nah und schlug danach:

„Geht diese Tiere denn eigentlich niemals schlafen?“

Brecht belehrte:

„Normalerweise sind sie um Sonnenuntergang im Storb. Diese

hat sich verirrt. Vermutlich hat sie der Fliedergeruch irreführt.“

Dunkel wurde es plötzlich allen bewußt, wie der Sommerabend

draußen über den Gärten lag.

Wohzog die Uhr. Der goldene Deckel mit dem Monogramm

schnappte auf, klappte laut zu.

„Es ist schon . . .“, aber in diesem Augenblick irrte das In-

sekt unmittelbar vor Mogens Auge; er hieb danach. „Also, wir

müssen zum Schluß kommen, ich meine, wir sollten . . .“

Dr. Spächler wollte noch etwas sagen, aber während er an

seiner Zigarre kaute, war nur die Biene um ihn. Er sprang auf:

„Es ist nicht mehr zum Aushalten. Machen wir Schluß, Sie

kennen meine Ansicht.“

„Dann würde ich Ihnen vorschlagen“, begann der Beigeord-

nete, „daß wir dem Stadiverordnetenkollegium den Plan befür-

wortend übergeben.“

Alle, außer Brecht sahen den Beigeordneten erstant an, aber

ihre Blicke schielten nach der Biene, die immer geschäftiger wurde.

Speck hat uns Wort:

„Ich kann nicht verstehen, wie der Herr Beigeordnete, nach-

dem von fünf stimmberechtigten Kommissionsmitgliedern sich . . .

„Au!“ er schrie auf und schüttelte seine rechte Hand. Spächler stand

auf, eilte zu Speck:

„Hat das Vieh wahrhaftig . . . Sehen Sie wohl!“ er unter-

suchte die Hand.

„Die Ansichten der Herren sind ja protokolliert.“

„Wahrhaftig gestochen — hier, schon ganz rot. Geben Sie mir

bitte Feuer, Herr Brecht.“

„Wenn es also“, fuhr der Beigeordnete fort, „den Herren recht

ist und es erhebt sich kein Widerspruch, so werde . . .“

Speck drückte frampfhaft seine Hand. Auch Zugschmitt war

aufgestanden, betrachtete sie — — —

„Es wird schwellen.“

Brecht reichte Dr. Spächler das brennende Streichholz, dieser

packte. Der Beigeordnete fuhr fort:

„Protokollieren Sie, Herr Laubkopf. Wenn sich kein Wider-

spruch erhebt, werde ich eine kurze Befürwortung des Vorschlages

als Kommissionsbeschluss abfassen, deren Wortlaut Sie mir über-

lassen.“

„Sie müssen sofort nach Hause, haben Sie Kamillentee, lau-

warmen Kamillentee, nehmen Sie sich unterwegs welchen mit.“

„A wo, mit Bleiwasser, kühl, kalt, eiskalt, je kälter, desto

besser.“

„Dann schließe ich also die Sitzung.“

Der Beigeordnete klappte die Mappe zu, erhob sich: „Guten

Abend, meine Herren!“

Dr. Spächler drehte an seinem Zigarrenstummel, nahm Hut

und Stock vom Haken, schleuderte hinaus. Brecht folgte federnden

Schritten.

„Wo ist denn die Biene geblieben?“ sagte Zugschmitt.

Speck hielt seine Hand fest. Ehe er das Zimmer verließ, ging

er noch einmal zum Spucknapf.